

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 43 (1963-1964)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

L'ESPACE PROUSTIEN

Das Buch, in dem *Georges Poulet* unter dem Titel «L'Espace proustien¹» einen großen Essay über Proust und einen seinerzeit in der Zürcher Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur gehaltenen Vortrag über Bergson vereinigt hat, ist dem zentralen Thema der Kontinuität und Diskontinuität gewidmet. Die Nachbarschaft des Romanciers und des Philosophen meint keine Verwandtschaft, sondern ergibt vielmehr eine radikal gegensätzliche Antwort auf die Frage, die sich beiden als die wesentlichste gestellt hat. Bergsons Philosophie ist das Reich der gelebten Dauer, die das tätige Bewußtsein in der ungebrochenen melodischen Kontinuität seiner Existenz erhält. Prousts Roman hingegen ist das Zeugnis einer zerrissenen Linie des Erlebens, der Zerstückelung des Ganzen in eine Vielzahl abgesonderter Bilder, die sich beziehungslos gegenüberstehen. Die Frage, die sich von hier aus stellt, und deren Erhellung Poulets Bemühung gilt, ist die Frage nach der schließlichen Einheit des Kunstwerks. Ist das proustsche Romanwerk ein zusammenhangloses Konglomerat von isolierten Bildern oder ein beziehungsreiches Ganzes? Und wie kommt allenfalls dieses Ganzes zustande?

Die Frage ist nicht nur im Hinblick auf Proust aufschlußreich, sondern sie erlaubt überdies eine Rückwendung und Besinnung auf die kritische Methode, in deren Rahmen Poulet sie stellt. Die Kritik kann entweder historisch sein, das heißt sie kann das Werk eines Dichters in der Geschichte und in der Chronologie seiner Entwicklung verfolgen, oder sie kann einen Roman oder ein Gedicht aus dem Gesamtwerk herauslösen und diesen Text — mit steter Öffnung des Blicks auf das Ganze — interpretieren. Beide Arten des Deutens sind aber nur durch die apriorische Gewißheit oder Annahme möglich, daß das Kunstwerk notwendig das ist, was es ist. Es wird vorausgesetzt, daß es als Ganzes das

unverrückbar Gegebene sei, das so sein muß, wie es ist, daß jeder Satz, jedes Wort genau an den Platz gehören, an dem sie stehen. Unser richtiges Verständnis ist dann daran gebunden, daß wir diese Verquickung des einzelnen mit dem Ganzen nicht nur beachten, sondern sie als Bedingung des Verstehens anerkennen.

Von hier aus ergibt sich scheinbar ein schwerwiegender Vorwurf für eine Kritik, die wie jene Poulets aus dem Ganzen des Werkes nach bestimmten Gesichtspunkten einzelne Texte herausläßt und sie ohne Rücksicht auf den Zusammenhang, in dem sie stehen, in eine neue Ordnung fügt, die zunächst nicht jene des behandelten Dichters zu sein scheint. Ein Roman beispielsweise hat eine Handlung, ist vielleicht in Kapitel unterteilt und folgt jedenfalls einer Linie, die dem Willen oder der Eingebung des Autors entspricht. Haben wir nun das Recht, irgend einen Satz oder Abschnitt herauszunehmen, seine Aussage zu verallgemeinern und darauf etwas aufzubauen, was nicht in der Absicht des Dichters gelegen hat? Poulets Studie über Proust ist deshalb besonders geeignet, die Bedeutung dieser Frage zu zeigen, weil sie von der Diskontinuität handelt und damit die Methode selbst, die ihr zugrunde liegt, zur Diskussion stellt. Von den Menschen Prousts heißt es, daß sie uns zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort als statisches Bild, gleichsam als Photographie, erscheinen, nicht aber zwischen den Orten und in der Entwicklung. Poulet geht so weit, von einem «allgemeinen Prinzip der Diskontinuität» bei Proust zu sprechen. «Die Orte sind Inseln im Raum, Monaden, kleine Sonderwelten», und von Prousts Welt wird gesagt: «Tout ce qui y vit, vit à l'écart.» Sie ist ein Raum, der eigentlich eine Leere ist, aus der sich einzelne Punkte herausheben, die in wechselseitiger Unkenntnis ihrer Existenz leben, «wie eine Gruppe von Inseln,

zwischen denen kein Schiff verkehrt». Man kann unmöglich die Analogie dieser Situation mit jener des Kritikers übersehen, der sich zunächst einzelnen und isolierten Zitaten gegenüberstellt, die sich nicht oder noch nicht aufeinander beziehen.

Diese Übereinstimmung will nichts anderes besagen, als daß die Ausgangslage des Kritikers gegenüber der oben beschriebenen eine völlig neue geworden ist. Er hat nun nicht mehr etwas Fertiges, unverrückbar Abgeschlossenes vor sich, sondern er muß, beim Einzelnen ansetzend, die Einheit und Kohärenz des Ganzen erst herzustellen suchen. Er steht dem Werk nicht gegenüber, sondern er tritt in es hinein und durch es hindurch hinter es zurück bis an jenen Ort, wo es erst zu werden beginnt. Das Werk ist ihm als das, was es ist, nicht eine gegebene Voraussetzung, sondern ein zu erarbeitendes Ziel. Es deutet nicht das Sein des Werkes, sondern sein Werden. Er baut nicht auf der Notwendigkeit des Werkes auf, sondern er begründet sie erst. Jeder Text bewahrt in sich den geistigen Weg, auf dem er zu sich selber gekommen ist. Es gibt Texte, die ihr eigenes Entstehen zu ihrem Gegenstand erheben, die also selbst die Erfahrung ihres Werdens erzählen und sind. Andere Male überdeckt die sichtbare Gestalt die untergründigen Bewegungen, deren Verwandlung sie ist, bleibt aber doch durchsichtig genug, um dem deutenden Willen an gewissen Punkten, wo die Rinde besonders dünn ist, den Einstieg zu öffnen. Wenn dieser Einstieg gelingt, offenbart sich unter der Oberfläche eine tiefere und ursprünglichere Ebene, auf der sich das abspielt, was Poulet das Denken nennt. Denken ist aber hier nicht Intelligenzübung oder spekulative Konstruktion, sondern in einem umfassenden Sinne alles, was sich im Bereich des Bewußtseins abspielt. Die psychoanalytische Unterscheidung zwischen Bewußtem und Unbewußtem wird hier hinfällig, denn beide umgreift das Denken als die eine, einmalige und unteilbare Subjektivität. So ist Prousts Denken nicht spekulativ, und wahrscheinlich ist er sich des Neuen und Besonderen, das darin zum Ausdruck kommt, nicht einmal «bewußt» gewesen. «C'est que nous sommes ici non sur

le plan de la pensée spéculative, mais sur celui d'une expérience qui se tire d'elle-même, sans s'élever, sauf rarement, jusqu'à la généralisation métaphysique de ses découvertes.»

Der Punkt, von dem aus der Zugang zur Ebene des Denkens, des Bewußtseins möglich wird, ist ein vereinzelter Satz. Ist aber der Zugang gewonnen, so stellt sich dem kritischen Blick nach und nach eine neue Ordnung dar. Alle Studien Poulets sind die werdende Erfahrung dieser Ordnung und inneren Kohärenz des Denkens. Von ihr aus fällt ein neues Licht auf das Ganze des Kunstwerks. Wir nähern uns ihm nicht mehr von außen als einem ausgeformten Gegenüber, sondern von innen her, indem wir gleichsam seine Rückseite beleuchten, auf der uns alle die verborgenen Verbindungen und Zusammenhänge deutlich werden, auf denen die schließlich erscheinende Gestalt beruht. Die kritische Annäherung ist dem Öffnen der Türchen und Fensterchen beim Adventskalender vergleichbar, durch das der verborgene Zusammenhang und Sinn der dahinter aufbewahrten Geschichte allmählich ans Licht gehoben wird und sich in die Oberfläche einfügt. So stimmen Ordnung und Gang des literarischen Textes am Ende mit der Ordnung und dem Gang des Denkens überein. Beide sind kongruent, liegen übereinander und ineinander, weil das Bewußtsein das Sein bedingt und formt.

Daß das Kunstwerk ist, was es ist, verdankt es dem Bewußtsein, das sich in ihm ausprägt. Alles läuft deshalb darauf hinaus, den Anfang und Mittelpunkt des Denkens aufzuspüren, denn nur von ihm aus erscheint eine schließliche Einheit überhaupt möglich. «La juxtaposition proustienne n'est donc pas une simple collection de ‚vues‘ ou de ‚scènes‘ hétérogènes, telles qu'on en trouve trop souvent sous la forme d'une pluralité de tableaux disparates, aux murs de certains musées. C'est, au contraire, une multiplicité unifiée par la présence active d'un même acteur et d'un même auteur.» Die «Präsenz eines zentralen Bewußtseins» ist nach Poulets Überzeugung das Anfänglichste, was dem kritischen Denken zugänglich ist. Von der literarischen Erscheinung her gesehen gibt es nichts, was diesem Kern vorausgeht; viel-

mehr geht alles von ihm aus, so wie die Wellen von dem Punkt, an dem der Stein ins Wasser fällt. Nur von diesem Mittelpunkt aus kann sich das Disparate und Getrennte zur Einheit und Ganzheit runden, und nur wenn wir die ursprüngliche Mitte erkannt haben, wird uns die Einsicht in den Sinn des Ganzen möglich.

Poulets Essay über Proust zeigt deutlich, worin die Fruchtbarkeit seiner Literaturbetrachtung liegt. Sein kritisches Denken weigert sich, die Erscheinung unbesehen hinzunehmen; es versteht sie vielmehr als Ausgestaltung eines Denkens, aus dessen Bewegung allein die Rechtfertigung ihrer Besonderheit zu gewinnen ist. Die Notwendigkeit der künstlerischen Gestalt ist nicht erwiesen, sondern sie erweist sich. Sie erweist sich dann, wenn sie sich — in Frage gestellt — als die angemessene und unausweichliche

Ausformung des in ihr waltenden Denkens zu erkennen gibt. Auch Werke, die von einem unantastbaren künstlerischen Idealbild aus gesehen als Mißlungen zu bezeichnen wären, können diese innere Konsequenz aufweisen und sich vor dem prüfenden Blick des Mit- und Nachdenkenden als richtig und gültig bewähren, denn die Bereitschaft des Kritikers ist groß und seine Offenheit unbegrenzt. Es geht Poulet nicht darum, zu messen, sondern darum, die subjektive Notwendigkeit des Textes sympathisierend als eine Erfahrung zu verstehen, deren Nachvollzug sich lohnt, weil es letztlich die geistige Folgerichtigkeit und die Einheit der Persönlichkeit ist, auf der aller Wert beruht. Auch in der Kunst.

Hans-Jost Frey

¹ Gallimard, Paris 1963.

NIETZSCHE IN DER HISPANIA

Die Aufgabe des Kritikers ist oft schwierig, und zwar aus zwei sehr verschiedenen Gründen. Über gewisse Bücher gibt es nichts zu sagen; nicht weil sie notwendig schlecht sind, sondern weil sie weder einem Kommentar noch einem ausführlichen Werturteil rufen. Auf der anderen Seite gibt es Werke, über die zu viel zu sagen wäre; eine Kritik, die erschöpfend sein möchte, würde wiederum ein ganzes Buch ausmachen, das manchmal sogar länger wäre als das besprochene. Dies ist der Fall bei Udo Rukser's Studie über «Nietzsche in der Hispania¹».

Der Autor ist sich der Schwierigkeiten seines Unternehmens voll bewußt; seine Einleitung legt davon Zeugnis ab. In der Tat hätte es viele andere Möglichkeiten gegeben, an den Gegenstand heranzugehen und den Stoff zu gliedern. Unter diesen hat Rukser ebenso mutig wie wohlüberlegt eine gewählt. Es steht uns nicht zu, darüber zu befinden, ob es die beste Lösung war, denn nach welchem Kriterium sollten wir darüber entscheiden? Gewiß ist jedoch, daß diese

Lösung gut ist, denn sie berücksichtigt gleichermaßen die wissenschaftlichen Erfordernisse, denen sich die heutige Kritik unterstellt, und das Interesse des Lesers, den es zu bereichern gilt, ohne ihn zu ermüden. Sie sucht dem Leser in hinreichendem Maße die Richtung zu weisen, ohne seine persönliche Deutung und seinen kritischen Sinn einzuschränken. Diese Vorteile treten in Rukser's Buch deutlich genug hervor, und sie sind wichtig genug, um den Hinweis darauf zu erübrigen, daß «man es hätte anders machen können». Die Fähigkeit zu wählen unterstreicht das Verdienst des Autors.

Ein wesentlicher Erfolg Rukser's besteht darin, daß er durch die Entwicklung zweier paralleler Themen — das Denken Nietzsches und die spanische Kultur der Gegenwart — das eine durch das andere zu erhellen weiß.

Durch seinen Einfluß in Spanien und Lateinamerika, durch die Art, wie er — manchmal falsch — interpretiert wurde und durch die begeisterten oder mißtrauischen Reaktionen, die er hervorrief, wird das Nietzsche-

bild um neue Dimensionen bereichert, welche die Untersuchung seines Werkes allein nicht freilegen könnte. Die Wirklichkeit eines Schriftstellers erschöpft sich nicht in seiner Biographie und in seinen Werken; sie umfaßt, manchmal in wesentlicher Weise, auch das, was er *nolens volens* für die anderen gewesen ist, also das Leben, das sein Denken führt, wenn es sich einmal von ihm losgelöst hat. Für den Liebhaber wie für den Spezialisten Nietzsches wird dieser Vergleich zwischen dem Menschen, wie er gewesen ist, oder wie er hat sein wollen, und dem Menschen, wie er von den verschiedenen Vertretern der spanischen Kultur gesehen und aufgenommen wurde, zweifellos sehr aufschlußreich sein.

Aber die umgekehrte Erscheinung ist nicht minder offenbar und beachtenswert, und wiederum unter zwei verschiedenen Aspekten: dem der Unterscheidung und dem der Verwandtschaft. Gewiß würde niemand Pio Baroja und Unamuno in einen Topf werfen; und doch fällt uns immer wieder auf, daß viele ihrer Themen der Kultur, der sie beide angehören, gemeinsam sind und daß sie sich notwendig mit dem beschäftigen, was ihr Land in einer bestimmten Epoche beschäf-

tigt. Eine der bezeichnendsten Erscheinungsformen der Besonderheit dieser beiden Persönlichkeiten ist gerade die Art, in der sie auf Nietzsche reagiert haben: Unamuno als angstefüllter Christ und als «Literat», Pio Baroja als Wissenschaftler und als Tath Mensch. Ist nicht das Interesse, das beide Nietzsche entgegenbringen und das sie mit fast allen ihren Zeitgenossen der verschiedensten Richtungen teilen, ganz besonders aufschlußreich, und beleuchtet es nicht bestimmte Dimensionen der Revolution, die durch die Generation von 1898 symbolisiert wird, Dimensionen, welche in den gewöhnlichen Analysen und Annäherungen nicht zur Erscheinung kommen?

Udo Rukser's Studie begnügt sich nicht damit, ein lebendiges Bild der spanischen Kultur des 20. Jahrhunderts zu entwerfen, sondern sie wirft — und das ist ihr größtes Verdienst — ein neues Licht auf die Entstehung der gegenwärtigen Welt.

Jean-Paul Borel

¹ Udo Rukser: Nietzsche in der Hispania. Ein Beitrag zur spanischen Kultur- und Geistesgeschichte. Francke-Verlag, Bern und München 1962.

THEODOR BOVERI, LEBEN UND WERK

Das Buch des Berner Zoologen *Fritz Baltzer* über seinen Lehrer und Freund Theodor Boveri, zum 100. Geburtstag Boveris (geb. 12. Oktober 1862 zu Bamberg) erschienen, bildet nicht nur ein Zeugnis verehrender Freundschaft, sondern die kompetenteste Würdigung von Persönlichkeit und Werk dieses außerordentlichen, wissenschaftlich und künstlerisch begabten Mannes¹. Italienischer Abkunft, war ein Boveri 1590 nach Franken eingewandert, wo sich die Nachkommen völlig fränkisch beheimatet fühlten. Nachkommen dieser «italienischen Franken» sind in die Schweiz gezogen und haben an der Gründung der Brown, Boveri AG, Baden, sehr maßgeblichen Anteil.

Schon bei dem musikalisch und malerisch/zeichnerisch begabten Jüngling zeigte sich eine bestimmte Charakteranlage: ein ungewöhnliches Verantwortungsgefühl der Sache, dem Objekt gegenüber.

Seine Universitätszeit begann er mit philosophisch-historischen Studien in München, gelangte aber bald zur Zoologie als Praktikant Richard Hertwigs, bei dem er sich 1887 habilitierte. Erste Aufenthalte an der Zoologischen Station Anton Dohrns in Neapel 1888 und 1889 vermittelten ihm wertvolles Untersuchungsmaterial für seine Chromosomenstudien.

Boveri hat in frühereifer Genialität in diesen Jahren den Grund zu seinem Lebenswerk

über die Chromosomen als Vererbungsträger und die Rolle des Zellplasmas als Gegenspieler des Kerns gelegt, so daß er schon 1891 als Assistent Richard Hertwigs zu den führenden Zellforschern gehörte. Mit 30 Jahren wurde er 1893 als ordentlicher Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie an die Universität Würzburg berufen. Er verheiratete sich 1897 mit der amerikanischen Zoologin Marcella O'Grady, die aktiven Anteil an seinen Forschungen nahm. Die Frau schenkte ihm eine Tochter, die nachmalige Schriftstellerin und Journalistin Margret Boveri.

Welche bedeutende wissenschaftliche Stellung Boveri bald einnahm, geht allein schon aus dem Angebot zur Leitung des neu zu gründenden Kaiser-Wilhelm-Instituts für Biologie in Berlin-Dahlem hervor. Sein geschwächter Gesundheitszustand ließ ihn nach längeren Verhandlungen eine Absage erteilen. Im frühen Alter von 53 Jahren starb er am 15. Oktober 1915 in Würzburg an den Folgen einer operierten Gallenblasenvereiterung.

Als Zellforscher interessierte ihn in erster Linie die Physiologie der Zell- und Kernteilung, insbesondere der Zusammenhang zwischen Kernstruktur, Chromosomenbildung und Vererbungsprozeß.

Er zog wenige, aber bedeutende Schüler an, wie Fritz Baltzer und Hans Speman. Vollendete Klarheit war nicht nur das Kennzeichen seiner wissenschaftlichen Arbeiten, sondern auch seiner zusammenfassenden Darstellungen wie etwa der Würzburger Rektorsrede «Die Organismen als historische Wesen» (1906), in welcher er die Probleme der Stammesgeschichte und der organischen Zweckmäßigkeit behandelte. Von künstlerischer Lebendigkeit durchdrungen ist seine Gedächtnisrede auf *Anton Dohrn* (1910), mit dem er in Freundschaft verbunden war. Etwa 20 Arbeiten Boveris haben ihren Ursprung in der Neapler Zoologischen Station genommen. Boveris Briefe geben ein eindrucksvolles Zeugnis vom damaligen Leben und Wirken an der Station.

Boveris Werk ist durch Baltzer mit selbstverständlicher Sachkenntnis auch im Hinblick auf den historischen Verlauf und die

weitere Entwicklung der Zellenlehre geschildert worden. Die Grundfrage seiner Forschung bildeten das Vererbungs- und Entwicklungsproblem. Eine der bedeutendsten Leistungen Boveris war der am Spulwurme geführte Nachweis und die darauf gegründete Theorie der Chromosomenindividualität, die von Oskar Hertwig und anderen scharf bekämpft wurde. Die Grundauffassung Boveris, daß die Chromosomen hochorganisierte Gebilde seien, ist später durch den Nachweis der Genstruktur (*Drosophila*) bestätigt worden.

Es ist hier nicht der Raum, um auch auf die zytogenetischen Studien Boveris einzugehen, die durch Baltzer in sehr klarer Weise zur Darstellung gelangt sind. Hier kann nur gesagt werden, daß die moderne Zytogenetik (*Drosophilaversuche*) eine glänzende Bestätigung der Auffassung Boveris von der Verschiedenwertigkeit der Chromosomen gebracht hat.

Baltzers Buch bildet ein eindrucksvolles Beispiel dafür, daß uns Leben und Werk eines genialen Forschers in überzeugender Weise nahegebracht werden können. Was dem Buch über Boveri hinaus seine Bedeutung gibt, ist die meisterhafte Einordnung von Boveris Forschungsergebnissen in Vergangenheit und Zukunft der physiologischen Zellforschung, insbesondere der Zytogenetik.

Die ausführliche Besprechung des Baltzerschen Buches rechtfertigt sich aus seinem Gehalt: das Buch gehört in die Hand jedes Zoologen und Zytologen. Vor allem aber sollte es von den Studierenden der Naturwissenschaften und Medizin gelesen werden, die am großen Forscher ihre eigene Fähigkeit und ihre Begeisterung zum Forschen erlebnismäßig überprüfen können.

Hans Fischer

¹Fritz Baltzer: Theodor Boveri, Leben und Werk. Große Naturforscher, Band 25. Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1962.

WIRRNIS UND WAHRHEIT

In *Wirrnis und Wahrheit* sind Aufsätze Röpkes zusammengestellt, die in Zeitungen oder Zeitschriften erschienen, zu denen man heute nicht mehr leicht Zugang hat. Vielleicht ist es der Erfolg eines unter dem Titel «Gegen die Brandung» bereits in zweiter Auflage vorliegenden früheren Buches, der den Verlag bewog, abermals einen Sammelband herauszubringen¹. Dem unermüdlichen Publizisten Röpke kann es nicht schwer fallen, aus der reichen Ernte seines vielseitigen Schaffens stets wieder ein paar neue Rosinen herauszufischen. Sie zu lesen, bedeutet fast immer einen sprachlichen Genuß. Der Verfasser gehört zu den seltenen Meistern jener Ausdrucksweise, die Abgewogenheit mit einprägsamen Bildern zu mischen versteht.

Er ist Nationalökonom. Seine Arbeiten behandeln Themen aus diesem Stoffgebiet. Sie knüpfen an mannigfaltige Tagesprobleme an, stoßen aber sehr rasch ins Grundsätzliche vor und zeigen Zusammenhänge auf, an die man nicht immer gleich selber auch denken würde; hinter den Zusammenhängen erscheint deren Problematik, deren Bedeutung für das menschliche Zusammenleben. Diese großzügigen Gedankengebäude machen das Buch besonders für den Nichtfachmann so lezenswert. Der Fachmann weiß ja schon längst, was für Ideen von Röpke verfochten werden, und er hat ja schon längst versuchen müssen, sich für oder gegen deren Grundgehalt zu entscheiden, wobei ihm das letztere immer schwerer fällt, wenn er nicht «die Weltgeschichte verschlafen» hat. Aber der Nichtfachmann gibt sich oft nur wenig Rechenschaft über die Rolle der Kultur- und Gesellschaftsform unserer Zeit. Allen, die das unbehagliche Gefühl haben, ihre Einstellung zur Umwelt beruhe auf einem schwankenden Unterbau, können in «Wirrnis und Wahrheit» mit geringer Mühe und anhand spannender Lektüre ihren sozialen Kompaß überprüfen.

Die abgedruckten Beiträge besitzen erfreulicherweise ein überblickbares Format. Ihre Auswahl erstreckt sich über den Zeitraum von 1925 bis 1961. Während dieser Periode hat sich der Autor mutig für An-

schauungen eingesetzt, die nicht stets mit der vorherrschenden Meinung übereinstimmten. Diese Anschauungen im einzelnen darzustellen und zu begründen ist hier nicht der Ort. Auch wird man möglicherweise nicht mit jeder Einzelheit einverstanden sein. Doch schon die Gliederung des Stoffes in zwei Hauptteile, deren Überschriften das eine Mal den Ausdruck «brauner Totalitarismus», das andere Mal «roter Totalitarismus» enthalten, bringt die Grundeinstellung des Verfassers sehr deutlich zum Ausdruck. Er zerplückt den Kollektivismus aller Spielarten gründlich und überzeugend, um ihm den Liberalismus als jene Sozialphilosophie gegenüberzustellen, welcher allein die helleren Perioden der Weltgeschichte zu verdanken sind. Die Wirtschaftslage in Westdeutschland einerseits und in Ostdeutschland anderseits stellt die vortrefflichste Illustration dar. Nach Röpkes Auffassung ist es denn nicht zuletzt das «Wirtschaftswunder» unseres nördlichen Nachbarn, das der Marktwirtschaft wieder mehr und mehr Sympathien einbringt, nachdem sie mindestens seit den vierziger Jahren nicht immer sehr hoch im Kurse stand.

Marktwirtschaft bedeutet indessen keineswegs Anarchie. Was sie davon unterscheidet, ist im wesentlichen Disziplin. Fehlende Disziplin steht den modernen Zahlungsbilanznoten zu Gevatter. Wie weit sich die Disziplin in der Wirtschafts- und Währungspolitik der einzelnen Länder auf die Dauer zu behaupten oder durchzusetzen vermag, bleibt leider eine offene und sehr aktuelle Frage. In der Vergangenheit haben sich manche Liberale darauf beschränkt, ihr Gedankengebäude zu begründen und dessen strenge Befolgung zu postulieren. Röpke, natürlich der älter gewordene Genfer Gelehrte, vermeidet diesen Fehler. Obwohl er weiß, daß seine Argumente die logischeren sind, macht er nur weise Gebrauch davon und beschränkt sich darauf, immer und immer wieder den Totalitarismus als teuflische Tyrannis zu brandmarken.

Der lebendige Mensch mit seinen Nöten steht für ihn im Zentrum. Abwehr und Wi-

derstand gegen Ungeist und gegen Unfreiheit bilden den gemeinsamen Nenner der 26 Aufsätze des Sammelbandes. Die Stimme des Verfassers hat bald mehr, bald weniger optimistischen Klang. «Wenn die Millionen, die heute... in den Tag hineinleben, wüßten, was ihnen bevorsteht, falls sie weiterhin sich stumpf in den Lauf der Dinge ergeben, so würde der Wille zur Freiheit in ihren Herzen stark werden, solange es noch Zeit ist», steht auf der ersten Seite zu lesen.

Professor Röpke hat den einzelnen Arbeiten eine kurze Einleitung vorangestellt. Er setzt sich darin mit der Wissenschaft auseinander. Der moderne Industrialismus, erklärt er, stelle zwar eine wissenschaftliche Zivilisation dar, doch der Mann der Wissenschaft sehe sich vor die Frage gestellt, welchen Platz er darin einzunehmen habe: ob er in der Routine geschmeidigen Denkens erstarren oder sich die Fähigkeit zum Denken in großen Zusammenhängen bewahren wolle. Ihren Sinn und Rang erhalte die Wissenschaft aus geistig-moralischen Bindungen.

Wo sie sich davon löse, wo sie die Beziehungen zum Transzendenten, in dem die moralischen Werte verankert sind, vermissen lasse, könne sie zum Gift werden. Diese Gefahr, das intellektuelle Leben zum Selbstzweck zu machen, solch rückgratloser Intellektualismus bedeute das Grundübel unserer Zeit und versperre den Ausblick auf die herrschende Kultukrise. Dehumanisierung der Wissenschaft kennzeichne unser Jahrhundert. In den Geisteswissenschaften sei das aus den Naturwissenschaften entliehene technisch-mechanische Denken fehl am Platz, und namentlich in den Sozialwissenschaften, denen die Bedingungen menschlicher Existenz anvertraut sind, dürfe der Kampf gegen die Entwertung zum Sziensmus nie erlahmen.

Gaston Jaquemet

¹ Wilhelm Röpke, *Wirrnis und Wahrheit*. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich 1962.

LICHT UND SCHATTEN DER SOZIALEN MARKTWIRTSCHAFT

In seinem Ende 1960 abgeschlossenen Buch *Licht und Schatten der sozialen Marktwirtschaft* macht Carlo Mötteli kein Hehl aus seiner Überzeugung, daß — wie es im Verlagsprospekt heißt — «der von Ludwig Erhard eingeschlagene Weg richtig war und richtig ist». Es entbehrt für den Rezessenten nicht eines gewissen Reizes, nach mehr als zwei Jahren seit dem Erscheinen des Buches die Frage aufzuwerfen, ob der vom Autor angeschlagene Tenor der heutigen Wirklichkeit der deutschen Wirtschaftspolitik noch durchwegs gerecht wird¹.

Mötteli gliedert seine Untersuchung in ansprechender Weise in drei Teile, indem er vorerst das Wagnis, dann die Fährnisse und schließlich das Ergebnis der sozialen Marktwirtschaft darstellt. Das *Wagnis* erblickt er darin, daß sich die soziale Marktwirtschaft nicht in einem Prozeß einer langsam vor sich

gehenden Transformation herausgebildet hat, sondern der Übergang von der weitgehend deroutierten Kriegswirtschaftsordnung der unmittelbaren Nachkriegsjahre zu einer neuen, liberalen Ordnung in einem geradezu epochalen Sprung erfolgte. Die Realisierung dieses politischen Wagnisses führt Mötteli zu einem guten Teil darauf zurück, daß Walter Eucken und die nach ihm benannte Freiburger Schule das geistige Rüstzeug zu einem solchen Wandel bereitgestellt hatten und anderseits die deutsche Wirtschaft sich in einem derart katastrophalen Zustand befand, daß nur radikales Handeln wirkliche Hilfe bringen konnte. Dieser radikale Schritt vollzog sich nunmehr in der Freigabe der einzelwirtschaftlichen Interessen, in der auf der neoliberalen Anschauung beruhenden Annahme, bei gleichzeitiger Sicherung der Wettbewerbsordnung werde diese Frei-

gabe zu einer Synchronisierung einzelwirtschaftlicher und volkswirtschaftlicher Interessen führen.

Dem grundsätzlichen Wagnis folgen nach Mötteli die immer wieder neu sich stellenden *Fährnisse* bei der Durchsetzung einer dem Leitbild der sozialen Marktwirtschaft verpflichteten Wirtschaftspolitik. So galt es, vier Eckpfeiler für das Gerüst der sozialen Marktwirtschaft zu schaffen und im weiteren Verlauf zu sichern, nämlich: eine die Stabilität der Währung garantierende Ordnung, eine auf dem Steuerungsinstrument des Wettbewerbs basierende Wirtschaftsordnung und eine den vorgenannten Prinzipien nicht zuwiderlaufende Finanz- und Sozialordnung. Während der Autor die effektiv eingeschlagene Währungspolitik wie insbesondere auch die Wettbewerbspolitik als dem Leitbild der sozialen Marktwirtschaft entsprechend beurteilt, bringt er hinsichtlich der Finanz- und Sozialpolitik größere Vorbehalte an. Diese habe vor allem in den Anfangsjahren zu sehr im Zeichen eines bloßen Pragmatismus und zu wenig in jenem der ordnungspolitischen Konzeption gestanden. Dennoch ergeben Geburtswehen und Jugendjahre der sozialen Marktwirtschaft, im ganzen gesehen, ein imponierendes Bild, so insbesondere im Blick auf den erstaunlich raschen Wiederaufbau des Wirtschaftsapparates, des geradezu sprunghaften Wachstums des Sozialprodukts und des Aufrückens innert weniger Jahre in die vorderste Reihe der zahlungsbilanzstarken Länder. Diesen Erfolgen stellt Mötteli den «Abbau der zentralverwaltungswirtschaftlichen Bastionen» an die Seite, wobei er allerdings einräumen muß, daß beispielsweise die zu Beginn der fünfziger Jahre in Entstehung begriffene «Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl» mit dem Leitbild der sozialen Marktwirtschaft bereits nicht mehr ohne weiteres übereinstimmte.

Die Beurteilung des *Ergebnisses* ist für den Autor — einer Formulierung Euckens folgend — gleichzeitig ein Verstehen wirtschaftlicher Macht. So kann sich Mötteli der grundlegenden Tatsache nicht verschließen, daß mit zunehmender Stabilisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse und wachsendem Wohlstand gewisse ordnungspolitische

Prinzipien der sozialen Marktwirtschaft eher in den Hintergrund treten und die politische Wirklichkeit eine wachsende Pluralisierung der Interessen erkennen läßt. Daher stellt sich auch für ihn die schwerwiegende Frage, ob der für das richtige Funktionieren einer sozialen Marktwirtschaft benötigte starke Staat mit einer demokratischen Ordnung und der mit ihr mehr und mehr verknüpften «Herrschaft der Verbände» wirklich zu vereinbaren sei. Diese grundsätzliche Frage spiegelt sich denn auch im Gegensatz zwischen dem ein unbefangenes Verhältnis zur Macht und zu den politischen Realitäten besitzenden Bundeskanzler Adenauer und seinem Wirtschaftsminister Erhard, nicht nur dem Schöpfer, sondern geradezu dem Apostel der sozialen Marktwirtschaft. Diesen Gegensatz lediglich mit dem «Primat der Politik» erklären zu wollen, stellt für Mötteli die Flucht in ein Schlagwort dar; jeder der beiden Staatsmänner repräsentiere vielmehr eine Welt für sich.

Besonders offensichtlich tritt dieser Gegensatz in der Integrationspolitik in Erscheinung. An sich müßte das ordnungspolitische Leitbild der sozialen Marktwirtschaft eine Entpolitisierung der wirtschaftlichen Integration zwingend nahe legen; doch räumt auch Mötteli ohne größere Vorbehalte ein, daß die faktische Entwicklung der deutschen Integrationsbestrebungen das Pramat der Politik — selbst wenn diese auf eine Vielzahl von Gründen zurückgeht und die Strömungen sich teilweise durchkreuzen — vorerst bestätigt hat. Daß diese politisch motivierte Integrationspolitik mit dem Zusammenbruch der Brüsseler Verhandlungen Schiffbruch erlitten hat, war vom Autor zur Zeit der Niederschrift seines Buches noch keineswegs mit Bestimmtheit vorauszusehen. Um so mehr wird er den Umstand, daß die Entwicklung der Erhardschen Auffassung von der unbedingten Notwendigkeit eines Brückenschlages zwischen dem EWG- und dem Freihandelskonzept inzwischen höchst eindrücklich Recht gegeben hat, nachträglich gerne als weiteren Pluspunkt in der Bilanz der Ergebnisse buchen.

Ist die ordnungspolitische Konzeption der sozialen Marktwirtschaft auf außenwirt-

schaftlichem Gebiet, wenn zwar in negativer Weise, doch bestätigt worden, hat anderseits auch die Bundesrepublik, zufolge der Pluralisierung der Interessen, die Aufgabe der Geldwertstabilisierung nicht wirkungsvoll lösen können. Betrachtete Mötteli das Problem noch vorwiegend unter dem Aspekt der D-Mark-Aufwertung — die dann kurz vor Erscheinen des Buches beschlossen wurde, wenn auch nur im wohl allzu bescheidenen Ausmaße von 5% —, zeigt heute die Situation nicht nur in der Bundesrepublik, sondern ebenfalls in der Schweiz wie in einer Reihe anderer Länder, daß Geldwertstabilisierung und Mäßigung der Gruppeninteressen untrennbar miteinander verknüpft sind. Der Ausgang der Auseinandersetzungen über das weitere Problem der wirtschaftlichen Konzentration dürfte noch nicht endgültig entschieden sein. Wohl wendet sich der Autor gegen die Auffassung einer historischen Zwangsläufigkeit und nennt verschiedene Ansatzpunkte wie etwa den Umbau des Gesellschafts- und des Einkommenssteuerrechts und des Umsatzsteuersystems, um den Konzentrationstendenzen begegnen zu können. Wirksame Lösungen gerade auch in diesem Bereich hätten jedoch ihre Wurzeln letztlich im Geistigen.

Damit kristallisiert sich bei Mötteli immer mehr die *grundätzliche Auffassung* heraus, daß die langfristige Sicherung der sozialen Marktwirtschaft nur auf dem «schmalen Pfad der Tugend» erreicht werden könne. Dort, wo die Konfrontation von Leitbild und Wirklichkeit ein Ungenügen ergibt, bietet sich ihm die Lösung in einer noch konsequente-

ren Verfolgung des Leitbildes an. Auch wenn man dem Autor bei seinem nicht bloß mit großer Sachkenntnis, sondern auch mit innerer Anteilnahme und viel Temperament geschriebenem Werk selbst in dieser grundsätzlichen Haltung weitgehend zu folgen bereit ist, wird gerade mit dieser ins Geistig-Sittliche ausgeweiteten ordnungspolitischen Forderung die kritische Grenze erreicht. War in der durch die Notwendigkeit intensivster Leistungssteigerung gekennzeichneten Aufbauphase der sozialen Marktwirtschaft die Synchronisierung einzelwirtschaftlicher und volkswirtschaftlicher Interessen verhältnismäßig leicht zu bewerkstelligen, ist die Weiterführung der sozialen Marktwirtschaft nunmehr zu einer Angelegenheit nicht bloß vorausschauenden Denkens, sondern auch einer sittlichen Haltung geworden. Mötteli ist ehrlich genug, die Frage, ob diese zweite Etappe ebenfalls gemeistert werde, offen zu lassen; um so mehr schließt er mit der Mahnung Pestalozzis: «Freiheit ist ein bloßes Gerede da, wo der Mensch entnervt ist, wo sein Verstand nicht mit Wissen gespeist und seine Urteilskraft vernachlässigt wurde, vor allem aber da, wo der Mensch sich seiner Rechte und Pflichten als eines sittlichen Wesens nicht bewußt ist.»

Josua Werner

¹Carlo Mötteli: *Licht und Schatten der sozialen Marktwirtschaft, Leitbild und Wirklichkeit der Bundesrepublik Deutschland*. Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich und Stuttgart 1961.